

Zeitschrift: Die Frau in der Schweiz: illustriertes Jahrbuch für Frauen-Bestrebungen
Herausgeber: [s.n.]
Band: - (1934)
Heft: 6

Artikel: Hilde Reimann
Autor: Auer, Grethe
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-326841>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hilde Reimann.

Von Gretje Flier.

Hilde Reimann war die Tochter eines Warenmaklers, der vor dem Kriege ein ergiebiges Geschäft mit Amerika betrieben hatte. Der Krieg und seine Folgen machten ihn brotlos. Er bewohnte mit seiner Familie eine elegante Wohnung von sieben Zimmern, in guter Gegend gelegen, das einzige, was ihm an Werten geblieben war. Diese Werte wurden ausgenutzt, indem sechs von den sieben Zimmern an «bessere Herren» vermietet wurden. Der Makler selbst mit seiner Frau und seinen beiden kleinen Mädchen bewohnte das siebente, Frau Reimann besorgte Haushalt und Kinder und putzte die Stiefel der sechs besseren Herren. Hildens Traum war von Kind auf schöne Kleider, aber in einer selbstlosen Weise, nicht erstrebt, sondern schöpferisch gedacht in weiblichem Kunsttrieb. Als sie die Schule beendet hatte, äusserte sie den Wunsch, Modellzeichnerin zu werden. Verwandte griffen helfend ein, dass sie den vierjährigen Schneiderkursus, der einer künstlerischen Ausbildung vorangehen musste, absolvieren konnte. Dann aber versagten auch sie. Die schwärzesten Jahre Deutschlands brachen an. Hilde mit ihrem Gesellenzeugnis musste Broterwerb suchen. Sie war jetzt zwanzig Jahre alt.

Auf den Rat einer Lehrerin stellte sie sich der Baronin Zedernik vor, die einen Modesalon in vornehmster Gegend besass. Sie wurde einer Direktrice zugeschickt, die in einem geschmackvoll-modernen Bureau die Bücher führte. «Sie wissen, dass wir nur Arbeiterinnen mit Lyceumsbildung einstellen?» war die erste Frage. Hilde

konnte nachweisen, dass sie vor der Gewerbeschule ein Lyceum besucht habe.

Ein Vertrag wurde ihr vorgelegt mit folgenden Hauptpunkten:

1. Achtstündiger Arbeitstag. (Wir leben in einem sozialen Staate).

2. 20 Mark Wochenlohn, abzüglich der 3 Mark für Soziallasten: Krankenkasse und Invalidenrente. (Hilde dachte: und abzüglich der 3 Mark für die elektrische Bahn. Nettoverdienst 14 Mark die Woche — o, das ist Reichtum!)

3. Die Arbeiterin erklärt sich bereit, Ueberstunden zu machen, bis zu 25 in der Woche, wenn die Arbeit es erfordert. (Die Direktrice fügte nachlässig hinzu: «Sie verstehen, dass die Ueberstunden unbezahlt sind?» Hilde verstand.)

4. Die Arbeiterin verpflichtet sich, das Interesse der Firma durch Fleiss, Takt und Verschwiegenheit zu wahren. (Dies lernte Hilde erst später verstehen).

Die Baronin beschäftigte ausser Hilden noch fünf junge Arbeiterinnen, durchwegs Mädchen aus besten Kreisen. Es herrschte ein gebildeter Ton in diesem kleinen Atelier, es wurden die entzückendsten Toiletten hergestellt, nachgearbeitet oder umgearbeitet, es konnte keine bessere Schule für den Geschmack und die Kunstfertigkeit geben. Die Baronin reiste zweimal im Jahre nach Paris, ihre Rückkehr bedeutete jedesmal einen Wonnerausch für Hilde: sie sah ihre Schönheitsträume verkörpert, ja, überboten, ihre Phantasie, reizvoll befruchtet, steigerte sich an diesen Vorbildern zur Vollkommenheit. Es wurde

kein Kleid unter 300 Mark verkauft, und es wurden alle verkauft, was man auch von der Not der Zeiten reden konnte. Abwechselnd durfte jede der Arbeiterinnen eine Woche lang im Laden bedienen, anprobieren, oder gar selbst vorführen. Das waren Hildens Glückstage. Der Laden war gross, vornehm eingerichtet, reich an Spiegeln. Hildens hübsche Figur, im berauschenden Gepränge dieser wunderbaren Kleider schwebte, zauberhaft aus allen Wänden sich selbst entgegen. Hilde freute sich am eigenen Bilde, an der Schönheit, die sie schaffen half, an der Kultur, die sie umgab.

Hildens Mittagssmahl bestand aus ein paar Schmalzbrotten, die die Mutter ihr mitgab, und aus einer Tasse Kaffee, die sie sich selbst kaufen musste. Diese kostete täglich 30 Pfennige. 10 Mark wöchentlich lieferte sie getreulich der Mutter ab, den Rest behielt sie für ihre kleinen Bedürfnisse. Sie kam sich wichtig vor mit ihrem sichern Einkommen, während der Vater nur ab und zu Gelegenheitsarbeit fand, die, genau genommen, nicht besser bezahlt wurde, als die ihre.

Die 25 Ueberstunden wurden pünktlich abgearbeitet. Manchmal drängte die Arbeit so, dass Hilde erst um 11 Uhr abends heimkam, zu anderen Zeiten schloss ihr Tagewerk um acht. Man durfte die Sache nicht genau nehmen, brannte man doch selbst in jugendlichem Arbeitseifer. Ab und zu gab es wirklich einen achtstündigen Arbeitstag, der wie ein Fest begrüsst wurde. Dann konnte man an die eigenen Kleider denken. Der Sonntag wurde meist zum Ausschlafen verwendet, was nötig war. Hilde lag dann schmal und langbewimpert auf einem Sofa in dem einzigen Zimmer der Familie, lächelte im Halbschlaf und träumte von Pelz und Brokaten.

Die Abendmahlzeit der Familie bestand meist aus einer Suppe aus Fischköpfen, Zwiebeln und Kartoffeln, die kräftig

schmeckte. Sie konnte für Hilde zu jeder Zeit aufgewärmt werden. Täglich gegessen, machte sie indes merkwürdig rasch satt.

Nach einem halben Jahre machte Uebermüdung und Unterernährung sich geltend. Hilde sah spitz aus und litt an Kopfweg. Ihre Kolleginnen, die besser aussahen und leistungsfähiger waren, redeten ihr zu: «Reimann, so geht das nicht weiter mit Ihnen! Sie brauchen einen Freund. Wir haben alle Freunde, sonst wären wir schon längst verhungert.» Hilde seufzte ein wenig. Sie hatte einige dieser Freunde gesehen, aber ohne Neid. Männer mit kurzen Hälsen und dicken Fingern.

Die Beraterinnen fuhren fort: «Sie sehen vornehm aus und haben Stil. Das ist alles, was die Männer heute suchen. Sie können Ihr Glück machen». Hilde antwortete: «Ja. Aber die Männer sehen *nicht* vornehm aus und haben *keinen* Stil». Die Mädchen lachten hart und höhnisch.

Es ereignete sich ein Zwischenfall. Eine der Arbeiterinnen verschwand plötzlich: sie sollte, so flüsterten die anderen, gegen das Gebot der Verschwiegenheit verstossen haben. Es kamen Beamte des Arbeitsamtes in den Laden, eine Untersuchung wurde eingeleitet. Sie fragten die Mädchen: «Welchen Lohn beziehen Sie?» Die Direktrice antwortete statt der Mädchen: «Das Uebliche. 70 Pfennige die Stunde». Die Beamten sahen die Mädchen an: sie nickten zustimmend, alle!

«Machen Sie Ueberstunden?» wurde weiter gefragt. Die Direktrice schwieg, sie sah langsam an der Reihe der Mädchen entlang. Eine von ihnen antwortete: «Ausnahmsweise. Wenn die Arbeit sehr drängt. Wir tun es gern. Ueberstunden werden mit 1 Mark vergütet». Die Beamten sprachen ihre Befriedigung aus und verliessen den Laden.

Die Direktrice liess Schokolade und Kuchen aus der nächsten Konditorei holen

und bewirtete die Mädchen. Sie war sehr huldreich, gab ihnen schliesslich sogar kurz nach fünf Uhr frei. Hilde wanderte heimwärts, Arm in Arm mit einer ihrer Kolleginnen, Tochter eines gewesenen Offiziers. «Warum haben wir eigentlich so gelogen?» fragte sie plötzlich.

Die Offizierstochter antwortete: «Ich möchte dir nicht raten, die Wahrheit zu sagen. Auf dieser Hälfte der Erdkugel würdest du keine Anstellung mehr finden, wenn du es tätest.» Hilde sagte: «Wozu sind denn die Gesetze da?» Die Offizierstochter erwiderte: «Das Leben wird nicht durch Gesetze geregelt, sondern durch Angebot und Nachfrage. Nach Arbeiterinnen ist wenig Nachfrage, darum geht es uns so». Hilde fragte traurig: «Wozu ist denn heute Nachfrage?»

Sie hatte eine unruhige Nacht, denn sie musste über dies Gebot nachdenken. Ja, sie sah ein, Arbeit gab es genug in der Welt, aber keinen Verbrauch. Keinen Verbrauch? Aber die teuren Kleider wurden doch alle verkauft? Wenn man so nachdachte, musste die Baronin Zedernik doch recht gute Einnahmen haben.

Während der Arbeitsstunden konnte man natürlich nicht über solche Dinge reden, da musste man seine Gedanken zusammenhalten. Aber auf dem Heimwege ging sie wieder mit der Offizierstochter bis zur Haltestelle der elektrischen Bahn. Sie brachte vor, was sie in der Nacht gedacht hatte. Aber die Aeltere lachte. «Kind, unsereiner kann so etwas nie ausdenken. Aber ich gebe Ihnen noch einmal den Rat: nehmen Sie sich einen Freund. Da gehören Sie nicht mehr zur Klasse der Produzenten, sondern zu der der Konsumenten, und die sind jetzt oben auf. Die ganze Welt schreit nach Konsumenten.»

Hilde fragte: «Und meine Eltern?» — «Denen sagen Sie, die Baronin hätte Ihr Gehalt erhöht. Eltern sind so naiv». Hilde sagte: «Vielleicht haben Sie recht».

Einige Wochen später gehörte Hilde wirklich zur Klasse der Konsumenten. Sie arbeitete immer noch bei der Baronin Zedernik, aber nur solange es ihr gefiel, und nur, um ihren Eltern etwas weis zu machen. Sie hatte jetzt Geld und galt daheim für eine grosse Verdiennerin. Ab und zu bestellte sie für sich selbst eine der schönen Toiletten und wurde mit Höflichkeit und Achtung behandelt, denn jetzt war sie Kundin. Sie hatte wirklich ihr Glück gemacht, denn der Freund war reich und obendrein hatte er Stil.

Trotzdem war Hilde manchmal ein wenig traurig. Einmal, als sie eben wieder ein Kleid aus dem Salon Zedernik anprobierete und der Freund bewundernd daneben stand, seufzte sie aus ehrlichem Herzen. Er fragte, was ihr fehle. «Ach!», antwortete sie mit einem halben Lächeln, «ich bin sehr undankbar! Ich finde es beinahe hübscher, solche Dinger zu machen als sie selbst zu tragen. Es war so schön, sich alles mögliche auszudenken.» Der Freund sagte: «Willst du dich selbständig machen? Ich bin ganz einverstanden, dir einen Salon einzurichten.» Hilde fiel ihm um den Hals.

*

Im Salon Reimann arbeiten sechs Mädchen aus den besten Familien. Sie arbeiten alle für zwanzig Mark die Woche, abzüglich der drei Mark für die sozialen Lasten. Sie haben durchweg Lyceumbildung, und der Ton in dem kleinen Atelier ist tadellos. Sie machen auch unbezahlte Ueberstunden. Denn immer noch regeln nicht Gesetze das menschliche Leben, sondern Angebot und Nachfrage.